

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 10 (1937-1938)

Heft: 4

Artikel: Pflege der Muttersprache an höheren Schulen

Autor: Bräm, Max

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-852542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gen beigewohnt, in denen der Vorsitzende jedes, aber auch jedes einzelne Wort ablas. Man behandelte z. B. „Traktandum 3: Nächste Zusammenkunft“.

In den Notizen dieses Versammlungsleiters war dieses Traktandum folgendermaßen vorbereitet: „Wir schreiten nun zu Traktandum 3: Nächste Zusammenkunft. Der Vorstand schlägt Ihnen vor, daß wir in vier Wochen, also am 5. März, die nächste Versammlung abhalten. Sind Sie damit einverstanden? Aus Ihrem Stillschweigen entnehme ich, daß das der Fall ist.“

(Oder: „Herr X schlägt den 8. März vor. Ich lasse darüber abstimmen. Wer ist für den Antrag des Vorstandes? Wer ist für den 8. März? Der Antrag des Vorstandes ist mehrheitlich angenommen (oder: Der Antrag des Herrn X ist mehrheitlich angenommen). Die Versammlung findet also am 5. März statt.“)

Wenn erwachsene Menschen von dieser krankhaften Sprachangst befallen sind, daß sie sich nicht getrauen, nur ein Wort frei zu reden, da kann man doch beim besten Willen nicht von Beherrschung der Sprache reden.

Nein, hochdeutsch reden können wir wahrhaftig nicht, schweizerdeutsch können wir aber auch nicht, wir haben es glücklich so weit gebracht, daß wir zwischen Stuhl und Bank sitzen. Unsere Muttersprache haben wir verlernt, die wichtigste Fremdsprache, das Hochdeutsche, haben wir nicht richtig

gelernt, so sind wir eigentlich zu einer Nation von Taubstummen geworden.

Was jeder analphabetische sizilianische oder spanische Bauer oder arabische Nomade fertig bringt, aufzustehen und über ein Gebiet, das er beherrscht, vernünftig und frei zu reden, diese elementare Fähigkeit haben wir verloren. Welch beschämende peinliche Stille entsteht bei uns jedes Mal, wenn eine Diskussion eröffnet wird! Niemand wagt aufzustehen. Und wie unüberzeugt und kläglich sind die Voten selbst. Das ist in andern Ländern anders.

Man wende nicht ein, die Sprachunfähigkeit hänge mit unserer Temperamentlosigkeit zusammen. Die Engländer, die sich sicher nicht durch überschäumendes Temperament auszeichnen, sind uns sprachlich weit überlegen. Von den Deutschen, den Franzosen, den Russen, den Amerikanern nicht zu reden! Nein, es ist bei uns eine ganz unnatürliche Verkümmern eingetreten. Die Wirkungen, auch die indirekten, sind verheerend. Eine Sprache braucht der Mensch, das „Reden können“ gehört zum vollen Leben wie das Singen, Gehen und Tanzen. Das Gehemmte, Gedrückte, unter dem viele von uns leiden, rührt nicht zuletzt daher, daß wir die Gabe verloren haben, das, was uns drückt oder freut, zum Ausdruck zu bringen. Auch uns gab ein Gott, zu sagen, was wir leiden, aber wir wußten mit dem Geschenk nichts anzufangen. Nein, schlimmer als die sprachliche Situation gegenwärtig ist, kann sie überhaupt nicht werden.

Pflege der Muttersprache an höheren Schulen.

Von Dr. E. MAX BRÄM, Basel.

„Viele Worte machen, um wenig Gedanken mitzuteilen, ist überall das untrügliche Zeichen der Mittelmäßigkeit“, sagt Schopenhauer. Diese Mittelmäßigkeit macht sich breit überall, wo nicht bewußt Sprache geformt, wo nicht mit Sorgfalt der treffende Ausdruck gewählt wird, wo eine Kluft sich auftut zwischen Wort und Gedanke. Geklagt über das Unvermögen unserer Mittelschüler, sich genau auszudrücken, wird sattem, an Universitäten und im Handel; Wege aber zur Behebung der Mängel werden sparsam nur gewiesen. Könnte nicht folgender Weg zum Ziele führen?

Das Betrachten guter Stilproben großer Meister, das Zerlegen in Bestandteile, das Erfassen der inhaltlichen Werte verschiedener Begriffe bilden nur die eine Seite der Stilübungen; denn immer hat der Schüler es dabei mit Wiedergabe von bereits Geformtem zu tun. Wertvoll ist das Vorbild, dem wir nachstreben können; aber ein jeder muß lernen, in der Sprache seinen eigenen Weg zu finden. Stilanalyse wird oft betrieben, Stilbildung zu wenig. Der Wert der Stilanalyse liegt in der Schärfung des Urteils, im Erwerb der Erkenntnis des Richtigen und Trefflichen. Das ist der halbe Weg. Er führt durch sanftes Gelände. Steiniger ist das zweite Stück.

Man kann den Schüler nur zur eigenen Stilbildung führen, indem man mit ihm geht, mit ihm arbeitet, d. h.

also die Übungen in der Schulstunde macht. Man darf ihn anfangs nicht allein lassen. Kaum läßt sich Kerschensteiners Arbeitsprinzip besser verwerten als bei der Pflege der Muttersprache. Wie beginnt man? Mit der Schulung des Ohres. Mancher Lehrer vergißt sich im Eifer. Nur zu oft muß der Schüler lauter Redeschwall über sich ergehen lassen. Ein Ohr ist aber kein Schwamm. Daher wähle ich einen kurzen, knappen Spruch von guter Form, etwa aus den Maximen Goethes, aus Nietzsches Werken, aus Hebbels Tagebüchern usw., spreche ihn langsam, deutlich und eindrucklich vor, ein- bis zweimal, je nach Bedürfnis. Ein paar Minuten sitzt der Schüler denkend darüber. Dann wiederholt er, wörtlich, wenn sein Gedächtnis stark ist, in neuer Form, wenn er die Worte nicht behalten kann. Die Hauptsache: der Gedanke muß mindestens so gut wiedergegeben sein, daß er nicht schlechter erfaßt wird als durch das Original. Sind diese Übungen einige Male gemacht worden, so beginnt die eigene Formung.

Die Schüler erhalten Themen, welche sie in wenigen Sätzen behandeln, die knapp und klar das ihnen als wesentlich Erscheinende enthalten müssen. In fünf bis fünfzehn Minuten werden Sprüche geformt über: Der Hund — das Pferd — die Landstraße usw. die leichten und konkreten — Tugend — Tod — Vorzüge des Mannes — Vorzüge der Frau — mein Lieblingsschriftsteller

— Selbstzucht — Tapferkeit usw. die schwierigeren und abstrakten. Anfänglich scheint es dem Schüler unmöglich, in der geforderten Kürze und Zeit etwas Wertvolles zu leisten. Aeußerste Konzentration ist notwendig. Der Lehrer selbst löst seinerseits die Aufgabe auch.

Nach der abgelaufenen Zeit werden verschiedene Schüler aufgefordert, ihren Spruch zu lesen. Nun arbeitet jeder in der Klasse mit, indem gehorcht wird, wie bei den Sprüchen großer Männer. Ungehörige Wörter werden ausgemerzt und bessere gesucht. Ungefüge Sätze werden sinngemäßer gefügt. Ein Urteil wird abgegeben darüber, ob zuviele Worte gemacht worden über wenig Gedanken, eingedenk des Mottos am Anfang dieses Artikels. Oft fördern die Schüler Erstaunliches zutage, wenn sie gemerkt haben, daß man auch in kurzer Zeit und in knapper Form sagen kann, was sich sonst über Seiten erstreckt. Damit beginnt auch die rechte Freude an der eigenen Sprachschöpfung.

„Will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele,“ ist eine der höchsten Forderungen Goethes. Man kann nicht genug darauf hinweisen, daß Klarheit und Ordnung in den Gedanken den Grund legen für eine packende Sprache. Darum kommt zu den obigen Uebungen dazu, daß man den Schüler anleitet, das Gedankliche im Vergleich mit dem Sprachlichen zu prüfen. Die Frage lautet, ob das Geschriebene wirklich darstellt, was man sagen wollte, und ob es in die bestnögliche Form gesetzt wurde. An fremdem und an eigenem Text kann diese Untersuchung erprobt werden. Wir erkennen, wie nötig sie ist, wenn wir Texte zur Hand nehmen, die vorbildlich sein sollten. „Der Wertakzent, den man der Kollegialität zumißt, kommt aus dieser Quelle,“ liest man in einem Artikel der „Schweizerischen Lehrerzeitung.“ Kann ein Wertakzent aus einer Quelle kommen? Was bedeutet „eine höhere Stufe kollektiver Ansammlung?“ Bildhafte Veranschaulichung von abstraktem Inhalt ist höchstes Ziel, aber die Bilder müssen eine klare Vorstellung wecken. Vergleichsübungen fördern den Sinn für anschauliche Darstellungen. Statt wesenlose Ausdrücke zu setzen, wie „enorm kompliziert“, „ganz still stehen“, „sehr kühn“, usw., sucht der Schüler nach einem bildkräftigen Ausdruck, wie „kompliziert wie eine Maschine“, „stehen wie ein Fels“, „sturmkühn“. Dabei läßt man den Schüler sogleich die Stilebene bestimmen, in welche der Ausdruck paßt. Er wird bald mit Eifer sprachschöpferisch tätig sein und erfahren, daß richtig ist, was Schopenhauer sagt: „Scheindenker wählen den abstrakten Ausdruck, Leute von Geist aber den konkreten“. Im übrigen weist hier kein geringerer als Gotthelf den Weg.

Das sind ein paar Andeutungen, wie der Mutterspracheunterricht Belebung erfahren kann, nicht trocken wirkt und den Schüler zwingt, mitzuarbeiten, schon deswegen, weil er sich schämt, schlechter als sein Mitkamerad dazustehen. Vielleicht entspricht diese Art auch dem Sportlichen unserer Zeit. Die Uebungen lassen sich erweitern und vermehren, vor allem dadurch, daß man sie auf verschiedene Stilebenen überträgt: Umgang, Geschäft, Rede, Abhandlung, Essay, Geschichte, Erzählung usw. Wir dürfen nicht vergessen, daß, was für Goethe noch galt, heute mehr denn je wieder nötig ist: „Jeder prüfe sich, und er wird finden, daß dies viel schwerer sei, als man denken möchte; denn leider sind den Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate: er denkt und weiß es meistens besser, als er sich ausspricht“.

Zur Veranschaulichung dieser Ausführungen mögen einige Beispiele siebzehn- bis achtzehnjähriger Schüler dienen. Zur Hörübung diene folgende Maxime von Goethe:

„Es kann wohl sein, daß der Mensch durch öffentliches und häusliches Geschick zuzeiten gräßlich gedroschen wird; allein das rücksichtslose Schicksal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh; die Körner aber spüren nichts davon und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatfeld wandern.“

Die Bildkraft dieses Spruches wird jedermann packen. Fraglich ist, ob in diesem Zusammenhang „die Körner nichts spüren“. Dieser Satz wurde denn auch von vielen Schülern absichtlich weggelassen. Manche setzten anstelle des richtigen „rücksichtslos“ das schlechtere „rücksichtslos“ oder ersetzten es durch andere Adjektive. Es folgen zwei Beispiele:

1. „Es kann wohl sein, daß ein Mensch zuzeiten durch öffentliches oder häusliches Geschick gräßlich gedroschen wird. Durch das unbarmherzige Schicksal werden jedoch nur die Garben zerknittert; das Korn rollt fröhlich auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob es zur Mühle oder zum Saatfeld wandert.“

Die Wiedergabe ist nicht durchaus wörtlich, aber nicht übel. Ein Denk- und Vorstellungsfehler hat sich dort eingeschlichen, wo statt „Stroh“ „die Garben“ gesetzt wurde, denn zu den Garben gehören auch die Aehren; das Bild ist somit unklarer.

2. „Es kann wohl sein, daß der Mensch durch öffentliches und häusliches Geschick zuzeiten gräßlich gedroschen wird. Allein das rücksichtslose Schicksal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh. Die Körner spüren nichts davon. Sie tanzen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatfeld wandern.“

Wörtliche Wiedergabe. Der Satzbau ist in der zweiten Hälfte knapper als bei Goethe, was nicht schlechter wirkt.

Zwei Versuche zeigen, wie etwas Abstraktes durch Vergleich anschaulich und konkret wird. Thema: „Tapferkeit“:

1. „Tapferkeit gleicht einer mächtigen, knorrigen Eiche. In Nacht und Sturm bieten ihre Aeste und Blätter schwachen, hilflosen Vögeln Schutz. Im Gewitter steht sie da, machtvoll und fest. Dem Winde leistet sie Widerstand.“

Das Beispiel ist nicht das beste, weil man zuerst das Fabelartige erfassen muß. Erst wenn die Eiche mit einem Manne verglichen wird, gewinnt das Bild an Anschaulichkeit.

2. „Winkelried ist ein Sinnbild der Tapferkeit. Für sein Vaterland gibt er sein eigenes Leben hin. Nicht einmal der Gedanke an die eigene Familie kann ihn von seinem Vorhaben abbringen, durch seinen Tod die junge Schweiz zu retten.“

Das Beispiel ist deshalb gut, weil der Vergleich gezogen wird mit einer Erscheinung, die jedem Schweizer bekannt sein dürfte.

Das letzte Beispiel möge zeigen, wie mit den einfachsten Mitteln ein Kindheitserlebnis festgehalten und eine einheitliche Stimmung erzielt wird:

„Damals war ich ungefähr vier Jahre alt. Wir waren auf einem Feld und luden Garben auf einen Wagen. Es war ein wunderschöner Tag. Ein strahlend blauer Himmel wölbte sich über uns. „Siehst du“, rief mir Papa zu, „dort, ganz am Ende des Feldes, haben wir eine Garbe vergessen. Geh hole sie.“ Und ich lief über das Feld und spürte zum ersten Mal die Schönheit, die mich umgab. Die Sonne, die so strahlend schien, der blaue Himmel, die Wärme, die aus dem Boden stieg, die wogenden Getreidefelder und ganz hinten der ruhige See, kamen mir zum ersten Mal zum Bewußtsein. Dies alles wurde mir zum Erlebnis. Und wenn ich heute von Sonne reden höre, dann sehe ich mich als kleines Mädchen über die Stoppeln rennen mit einer gelben Garbe auf den Armen.“